

Im Gespräch

»Es kann auch anders sein«

Kurt Ludewig im Gespräch mit Günter Reich

Einleitung

Obwohl Kurt Ludewig den meisten Leserinnen und Lesern bekannt sein wird, einige einleitende Worte zu seiner Person.

Kurt Ludewig ist deutsch-chilenischer Abstammung und wurde in 1942 in Valparaiso geboren. Er studierte in Hamburg Psychologie, promovierte bei Peter R. Hofstätter über »Interpersonelle Verhaltensmuster und Psychopathologie«. Von 1974 bis 1992 arbeitet er als Klinischer Psychologe in der Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie der Universitätskliniken Hamburg, von 1992 bis 2004 als Leitender Psychologe in der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie der Universität Münster.

Er ist Mitbegründer und langjähriger Leiter des Instituts für systemische Studien Hamburg. Von 1993 bis 1999 war er erster Vorsitzender der Systemischen Gesellschaft, von 2001 bis 2005 Vorstandsmitglied der European Family Therapy Association EFTA. Er ist Mitbegründer des Westfälischen Instituts für Systemische Therapie und Beratung in Münster und in mehreren systemischen Instituten als Ausbilder tätig.

Kurt Ludewig hat die Entwicklung der systemischen Therapie in Deutschland entscheidend mitgeprägt. Dies zeigt unter anderem das nachstehende Interview.

Er ist Autor mehrerer wegweisender Bücher zur systemischen Therapie. Sein Werk »Systemische Therapie. Grundlagen klinischer Theorie und Praxis« erschien in mehreren Sprachen. Zudem ist er Verfasser zahlreicher Zeitschriften- und Buchbeiträge. Mehr hierüber und zur persönlichen Entwicklung im Interview und unter www.kurtludewig.de.

Das Interview fand am 20.10.2008 statt.

Eine Frage zu Beginn, die mich bereits auf der Fahrt beschäftigt hat. Du bist 30 Jahre in Institutionen tätig gewesen, von 1974 bis 2004. Das ist eine sehr lange Zeit. Du bist ein sehr prominenter systemischer Therapeut, hast sehr bekannte Bücher geschrieben, sehr lange Lehrtätigkeiten und Funktionen ausgeübt, riesige Tagungen mitorganisiert usw. Aus welchem Grund bist du nicht irgendwann einmal aus dem institutionellen Kontext ausgestiegen und hast dich auf die Fort- und Weiterbildung oder auf andere Bereiche konzentriert, wie es ja viele andere gemacht haben?

Das hat unterschiedliche Gründe. Ich habe mich in der Klinik immer sehr wohl gefühlt und hatte in Hamburg lange Zeit auch ein sicheres Gefühl in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, damals unter der Leitung von Frau Schönfelder und dann auch noch nach ihrem Weggang in der Interimszeit. Danach kam eine Leitung, die eher antisystemisch eingestellt war. Die systemischen Therapeuten wurden herausgedrängt, was mich betrifft: herausgemobbt. Wäre ich im Hamburger Institut für systemische Studien damals stärker eingestiegen, hätte es mit dem Kollegen, der damals hauptsächlich dort beschäftigt war, zu sehr Konkurrenz gegeben. Die für eine Kassenzulassung relevanten Dinge hatte ich nie gelernt. Dann gab es diese Möglichkeit in Münster. Ich hatte damals noch zwei kleine Kinder. Ich habe dann weiter 40 Stunden in der Klinik gearbeitet und dann noch im Institut hier in Münster.

Dann gibt es noch den biografischen Aspekt. Mein Vater ist von Hamburg nach Chile ausgewandert, hatte eine ziemlich hohe Position in einer großen Firma. So um 50 herum hatte er auch die Möglichkeit, sich zu verselbständigen und einiges mehr zu verdienen. Er hat aber auch die Sicherheit des Arbeitsverhältnisses, in dem er war, vorgezogen.

Was mich beschäftigt, ist, ob hier nicht auch die im institutionellen Rahmen gegebene Vernetzung eine Rolle spielt. Ich selbst sehe in der Institution sehr viele interessante Patienten, die ich nicht sehen würde, wenn ich niedergelassen wäre. Zudem hat man den Austausch mit Studenten und Kollegen.

Das spielt sicher eine wichtige Rolle, aber ich weiß nicht, ob es primär oder sekundär ist. Ich habe immer Spaß in der Klinik gehabt, weil es viele Dinge gab, die gleichzeitig abliefen: die Krankenversorgung, die Gruppendynamik bei den Mitarbeitern, die Auseinandersetzung mit der Leitung und all so was. Und dann hatte man auch eine gute Visitenkarte. Zu Kongressen wird man eher eingeladen, wenn man aus der Universität XY kommt. Und ich hatte auch noch Zugang zur Bibliothek. Das war schon reizvoll und ich habe es auch in den Jahren von 1974 bis 1992 in Hamburg sehr genossen.

Dort war ich mittlerweile eine Art »elder statesman«. Ich hatte viele Freiheiten und konnte einiges bestimmen. Das war sehr angenehm. In der Praxis hätte ich nie und nimmer arbeiten können. Das hätte ich nicht ausgehalten, wäre mir zu

eintönig gewesen. In der Weiterbildung schon eher, aber dann hätte mir – glaube ich auch – dennoch vieles gefehlt. Ich habe auch in der Klinik in Münster, wo ich nicht so glücklich war, diesen Teil der Klinik gehabt, der mich sehr ausgefüllt hat und der auch sehr gut war. Also, ich definiere mich als Kliniker. Ich habe Angebote gehabt, mich mehr in die Organisationsberatung und solche Dinge hineinzugeben. Das ist aber nicht meine Welt ...

Als Jugendlicher war es lange Zeit mein Ziel, Psychiater zu werden. Als ich merkte, was ich alles lernen müsste, um Psychiater werden zu können, hatte ich keine Lust mehr darauf.

Wie bist du denn nach Hamburg zurückgekommen?

Zurückgekommen? Kann man das so deuten? Ich glaube, das ist nicht richtig. Ich bin in Valparaiso geboren und aufgewachsen, im Süden von Südamerika. Das Klima ist ungefähr so wie zwischen Frühjahr und Herbst in Hamburg, mit ein bisschen mehr Sonne im Sommer, aber nicht heiß. Es gibt dort sehr viele Ausländer, Italiener, Portugiesen, Griechen, Franzosen, Engländer, Deutsche. Es ist kosmopolitisch. Ich habe schon als kleines Kind Englisch gelernt. Ich war in einer englischen Schule, einer Art Public School mit Uniformen, vielen Regeln, Beatings, Rugby und Ähnlichem. Ich bin in einem besonderen Chile aufgewachsen, in einem, in dem es viele Ausländer gab. Obwohl es sicher nicht nötig gewesen wäre, habe mir als Jugendlicher viele Dinge verbaut, ich war ein wenig ein »enfant terrible«, ich kam mit knapp 17 Jahren zu jung aus der Schule und war desorientiert. Nach einigen Versuchen, im Studium Fuß zu fassen, habe ich es aufgegeben und bin kurz zur See gefahren. So wollte ich mein Leben aber auch nicht verbringen. Dann bin ich mit 20 Jahren in die USA gegangen zu meinem älteren Bruder in Los Angeles. Dort habe ich dann verschiedene Stellen gehabt, war aber auch am Abend-College. Wegen der Green Card hätte ich auch nach Vietnam müssen damals, 1965. Und dann habe ich zugesehen, dass ich doch nach Europa kam, zunächst einmal nach Bayern. Dort habe ich Deutsch gelernt. Als Kind konnte ich kein Deutsch. Ich habe es hier gelernt.

Wie wurde bei euch in der Familie gesprochen?

Spanisch. Mein Vater mit einem sehr starken deutschen Akzent. Meine Mutter war anglophil, aber die sprach mit mir kein Englisch. Sie war Chilenin, mochte aber alles Englische. Hier war ich zunächst für zwei Monate am Goethe-Institut in einem Dorf in Oberbayern und im Dezember 1965 bin ich dann nach Hamburg gegangen, um den Rest meiner Familie kennen zu lernen, die Verwandten meines Vaters. Er war gebürtiger Hamburger. Mit einem Bekannten ging ich dann zufällig am Immatrikulationsbüro der Universität vorbei. Da habe ich eine Bewerbung ausgefüllt für das Psychologie-Studium in Hamburg. Den Zettel habe ich abgegeben und, ich schwöre es, zwei Minuten später hatte ich das vergessen.

Es war nur ein Jux. Meine Adresse in Bayern hatte ich angegeben. Dorthin bin ich dann Anfang 1966 wieder zurückgegangen, um weitere Deutschkurse zu machen.

Ende Januar 1966 bekam ich eine Nachricht von der Universität Hamburg. Ich verstand sie nicht, ließ sie mir von meinem Lehrer übersetzen. Der teilte mir mit, dass ich als ordentlicher Student der Psychologie in Hamburg angenommen sei. Ich musste nachdenken, wie das gekommen war, und dann fiel mir ein, dass ich diesen Zettel abgegeben hatte. Ich berichtete das meinem Vater. Der war sofort total glücklich, dass sein Sohn in Hamburg studieren würde, und auch, dass er sich stabilisiert. Er hat mir finanzielle Hilfe angeboten. So entstand das. Wenn sie mich in Berlin, wo ich, glaube ich, auch einen Zettel abgegeben habe, aufgenommen hätten, wäre ich möglicherweise in Berlin gelandet. Ein Zufall, der keiner ist. Eine Mischung zwischen Zufall und Notwendigkeit.

Das ist ja sehr interessant, auch in Bezug auf systemische Überlegungen. Wie beeinflussbar sind Prozesse und welche Variablen spielen da unter Umständen eine Rolle und auf welche Weise? Das Problem der instruktiven Interaktion spielte da ja auch mit hinein ... Die Verbindungen zu Chile sind aber doch sehr eng geblieben? Auch über diese Arbeiten von Maturana und Varela, die du ja im Deutschen sehr verbreitet hast.

Ich würde nicht sagen geblieben, sondern entstanden. Ich kannte diese Menschen gar nicht. Entscheidend war für mich das Jahr 1981, der Kongress in Zürich, den Rosemarie Welter-Enderlin und Josef Duss von Werth organisiert haben. Paul Dell hat da in einem Vortrag Stück für Stück alles demontiert, was bis dahin in der Familientherapie als theoretische Konzepte hoch und heilig gewesen waren, zum Beispiel Homöostase oder Information. Ich war total begeistert. Es passte in das hinein, was wir schon damals in Hamburg begonnen hatten zu denken. Und er nannte zwei Namen, Maturana und Varela. An dieser Stelle wusste ich, ohne diese Namen je gehört zu haben, dass die beiden Chilenen sind. Frag mich nicht, warum und wieso.

Dann habe ich erfahren, dass sie tatsächlich in Chile sind, und habe versucht, Kontakt mit ihnen aufzunehmen. Das klappte aber nicht. 1984 war ich dann auf einer Tagung, die Karl Tomm in Calgary organisiert hat. Dort gab es eine Präkonferenz für die Gäste aus dem Ausland und geladene Kollegen wie Lyman Wynne, Harry Goolishian und andere hochkarätige Leute. Ich durfte daran teilnehmen. Im Mittelpunkt waren Humberto Maturana und Heinz von Förster sowie die Italiener Gianfranco Cecchin und Luigi Boscolo. Dort habe ich Humberto Maturana kennen gelernt. Wir haben uns auch über Chile unterhalten.

Ich hatte zwischen 1970, als ich zuletzt in Chile gewesen war, und 1984 praktisch alle Verbindungen dorthin abgebrochen, nur noch die zu meinem Vater und zu meiner Mutter aufrechterhalten. Nach dem Putsch von 1973 hatte ich das Gefühl, mit diesem Land nichts zu tun haben zu wollen. Damals habe ich die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen, die ich von Geburt an habe. Im

Gespräch mit Humberto, der mir über Chile erzählte, entstand in mir eine derartig starke Sehnsucht nach Chile, die fast krankhaft wurde.

Mein Vater lud uns dann nach Chile ein und wir verbrachten dort vier Wochen mit den Kindern. Ich nutzte die Gelegenheit, um Humberto zu besuchen, und wir haben eine längere Zeit miteinander gesprochen, sogar einen ganzen Tag lang. Ich führte mit ihm ein Interview über den »Baum der Erkenntnis«, das jetzt im »systemmagazin« in der deutschen Fassung erschienen ist. Es gab viele Dinge, die ich nicht verstehen konnte. Die wollte ich von ihm gelehrt bekommen. In der Folge übersetzte ich dieses Buch ins Deutsche. Das war der Beginn unserer Beziehung. Ich habe ihn dann häufig nach Hamburg eingeladen. Wir trafen uns auf Kongressen, Francisco Varela war auch dabei.

Es war auch eine Wiederanknüpfung an meine chilenische Herkunft. Mit meinem Vater hatte ich brieflichen Kontakt gehabt. Meine Eltern sind in den Jahren, wo ich im Ausland war, zwei-, dreimal hier in Europa gewesen. Ich war dann 1970 vier Monate in Chile gewesen. Dort habe ich meine Diplomarbeit gemacht, das »Junior Eysenck Personality Inventory« auf Spanisch übersetzt und an 1400 Kindern ausgetestet. Das war schwierig, weil Chile eben nicht Chile ist. Chile besteht mindestens zwei- oder dreimal. Es gibt unterschiedliche soziale Gruppierungen. Wenn man da einen Test normieren will, muss man mindestens repräsentative Stichproben für zwei Welten haben, und insofern musste ich viele Kinder untersuchen. In der Psychologie war damals meine Leitfigur Peter Hoffstätter. Bei dem habe ich auch promoviert, mit einem klinisch-sozialpsychologischen Thema. Er war einer von diesen letzten Allround-Psychologen. Er kannte sich in Philosophie aus. Er kannte auch Freud persönlich usw. Die Psychologie in Hamburg war interessant; Tausch lehrte dort, der Rogers sozusagen germanisiert hat, und auch Kurt Pawlik, der empirische experimentelle Psychologe. Insofern war es damals eine sehr interessante und sehr gute Universität ... Im Studium habe ich auch eine Weile Gesprächspsychotherapie gelernt, bei Bastine. Nach dem Studium habe ich zeitweilig auch Verhaltenstherapie und Gestalttherapie gelernt, bei Ammon, dem rebellischen Psychoanalytiker, bin ich sogar ein ganzes Jahr gewesen. Aber ich konnte nirgends hängen bleiben. Ich war immer auf der Suche. Die endete dann 1978 mit dem Buch »Paradoxon und Gegenparadoxon« von Mara Selvini. Hier war ich zum ersten Mal wirklich begeistert. Nicht nur von dem Buch, sondern auch von den Ergebnissen, die wir am Anfang in Hamburg hatten.

Ich habe auch sehr viel Rogers gelesen. Ich fand diese Vorstellung von »On Becoming a Person« eine sehr interessante Geschichte. Das andere, was mir sehr zugesagt hat, ist die Idee des Respekts. Dass man nicht besser weiß als der Klient, was für ihn gut sein soll. Die Handhabungen waren vielleicht ein bisschen dürftig, aber die Haltung war gut. Den Mut, zu handeln, habe ich, glaube ich, von der Verhaltenstherapie gelernt. Den Respekt vor der Person, von der humanistischen Psychologie. Den Umgang mit größeren Verbänden haben wir dann von der Familientherapie gelernt. Und ich glaube, dies alles mündete irgendwo in die

systemische Therapie. Systemische Therapie hat das Rad nicht neu erfunden. Die hat es nur etwas anders konzipiert oder eingerahmt.

Vielleicht noch einmal zurück nach Chile. Ich bin beim Blättern auch noch einmal auf diese Arbeit mit dem Familienbrett bei den Mapuche gestoßen. Die ist ja, glaube ich, Ende der 1980er in der »Familiendynamik« auch publiziert worden¹. Es ist ja auch noch mal eine chilenische Welt.

Meine Lieblingsarbeit übrigens. Eine Welt, die mir völlig verschlossen war, als ich in Chile war. Indianer wurden in Chile immer ambivalent dargestellt. Sie waren Räuber, Säufer, die sich die Frauen wegnehmen und weiß Gott, was alles. Man darf ihnen nicht über den Weg trauen. Die morden und sonst was. Dies ist die eine Seite. Auf der anderen Seite waren es die, die 300 Jahre lang gegen die Spanier gekämpft und sich nie ergeben haben, bis sie fast dezimiert waren. Insofern mutige Vorbilder und gleichzeitig ungeheuer verwahrloste, nicht ernst zu nehmende Menschen.

1967 war ich dann an einer Universität im Süden von Chile, Temuco heißt die Stadt, eingeladen, die Universidad de la Frontera (Universität der Grenze). Das war die Grenze zwischen dem europäischen Chile und dem indianischen Chile. Unterhalb dieser Grenze im indianischen Teil wurde die Festungen oder Städte der Spanier kurz nach dem Bau angegriffen und zerstört. Das hat 300 Jahre gedauert. Ungefähr so ähnlich wie bei den Sioux oder den Apachen in den USA. Die chilenischen Mapuche waren auch Nomaden. Insofern hatten sie auch keine Verwaltung wie die Inkas oder Azteken, die man hätte übernehmen können. Man konnte sie nur ausrotten oder in Reservate stecken, wie man es später gemacht hat.

In Temuco bin ich dann eingeladen worden, einen ganzen Monat lang das gesamte Dozententeam des Psychologischen Instituts der Universität systemisch zu unterrichten. Ich hatte ein DAAD-Stipendium. In dieser Zeit bin ich einen Tag mit einem Anthropologen der Universität zu unterschiedlichen indianischen Familien gefahren, mit dem Familienbrett. Ich war von den Socken. Ich fand, deren Vorstellung von Welt, Kosmologie, Verbindung zwischen Menschen passte so sehr in das, was wir kümmerlich versuchten in Europa systemisch zu nennen. Das war so eine natürliche systemische Haltung. Die Art der Verbindung untereinander. Ich war ganz begeistert. Tatsächlich ein Kabinettstückchen. In der Zeit habe ich auch mit Humberto Maturana ein paar gemeinsame Veranstaltungen gemacht. Es war eine sehr reiche Zeit.

1 Ludewig, K. (1989). Schritte in die Vergangenheit – Mit dem Familienbrett ins Land der Mapuche. *Familiendynamik*, 14, 163–177.

Jetzt sind wir beim Stichwort »Familienbrett«. Das ist ja eine Methode, die sich fast überall etabliert hat. Sie hat eine starke Verbreitung gefunden. Man kann das Brett diagnostisch und therapeutisch nutzen. Es wird ja auch von unterschiedlichen Therapeuten genutzt. Wie bist du denn darauf gekommen?

Eine relativ einfache Geschichte, auch wieder mit ein paar Zufällen gespickt. In den 1970er Jahren hatten wir angefangen, in der Klinik handgestrickt familien-therapeutisch zu arbeiten. Hier trat immer wieder die Frage auf, wie man diese komplexen Dinge, die gleichzeitig passieren, möglichst gut darstellen kann. Wir fingen an mit Zeichnungen. Aber da musste man die Zeichnungen schnell verändern. Dann haben wir es mit Murmeln versucht, aber die rollten weg. Frau Schönfelder, meine damalige Chefin, benutzte Münzen. Aber die waren zu unspezifisch. Der Scenotest ging auch nicht gut, die Figuren hatten zu viele Eigenschaften (Kleidung usw.).

Aus einer Gruppe von Psychologiestudenten, die damals ihre Diplomarbeit schrieben, kam dann die Idee mit dem Brett. Einer der Teilnehmer zersägte dann einen Besenstiel, das Familienbrett war entstanden. Es folgten viele Untersuchungen dazu. Es beeindruckte uns sehr, wie schnell die Leute in der Lage waren, etwas, was sie noch nie bedacht hatten, nämlich die Struktur ihrer Familie, darzustellen. Da die Darstellungen und Bilder für alle Beteiligten etwas Verschiedenes bedeuteten, mussten wir die Personen befragen und in diesem Prozess des Befragens mussten die Familienmitglieder häufig erfinden, was sie nicht genau wussten und warum sie es so und so gemacht hatten. Und in dieser Erfindung stellten sie sozusagen konstruktiv ihre eigene Familienstruktur dar. Ein sehr konstruktivistischer und sehr kreativer Vorgang. Der ist auch sehr geeignet dazu, Veränderungen zu induzieren. Immer mehr mit den Möglichkeiten zu spielen. So entstand dann die Hauptidee ...

Mittlerweile gibt es jede Menge unterschiedlicher Angebote in unterschiedlichen Preislagen und Formen. Wir haben versucht, das Familienbrett über Copyright zu schützen. Aber das geht nicht. Wir haben das Familienbrett dann an den Hogrefe-Verlag verkauft. Hogrefe hat meiner Meinung nach den Fehler gemacht, es zu teuer zu verkaufen. Von daher war es sehr viel leichter für andere Leute, sich das selber zu machen oder billigere Versionen zu erzeugen und zu verkaufen. Die Originalversion verkauft sich jetzt kaum noch. Ein Paar Tausend haben wir allerdings schon verkauft ... Ich hätte nichts dagegen, wenn die Leute selber zur Säge greifen. Aber wenn andere damit Geld verdienen, ist es schon ein Problem.

Es ist auf jeden Fall eine sehr gute Möglichkeit, Sichtweisen, Strukturen und Möglichkeiten darzustellen. Sehr anschaulich.

... und Therapie damit zu machen. Ich habe sehr viel von Steve de Shazer gelernt und zum Beispiel von diesen Skalierungsfragen, die er stellt. Die lassen sich auf dem Brett sehr gut darstellen. Auch zirkuläre Fragen sind hier implizit enthalten. In machen Therapien habe ich erlebt, dass Leute plötzlich bei einer kleinen Veränderung, die stattfand, etwas gesehen haben, das ich erst einmal überhaupt nicht sah. Die Leute blieben dann stehen und sagten, das sei es, was sie wollten, und nicht mehr.

Du erwähnst gerade Steve de Shazer. Was ist denn für dich der wichtigste Ansatz im therapeutischen Arbeiten? Wie Steve de Shazer lösungsorientiert oder Goolishian mit dem Problemsystem oder ...?

Ich habe von einigen Leuten etwas gelernt. Ich habe mich zeitweilig, wenn ich etwas Neues lernte, einer bestimmten Richtung, einem Ansatz verschrieben und es dann eine Weile ausprobiert. Aber dann bin ich relativ schnell dazu übergegangen, das zu integrieren, bis es mein Eigenes wurde. Für mich sehr beeinflussend waren Harry Goolishian mit seinem Konzept des »problem determined system«, was ich dann Problemsystem hier in Deutschland genannt habe, und Steve de Shazer, wobei die Verbindung zu ihm eine ganz besondere ist. 1983 hatten wir schon einiges ausprobiert. Mit dem Mailänder Konzept hatten wir vorher schon ethische Probleme bekommen. Wir verwendeten »Paradoxon und Gegenparadoxon« als eine Art Kochbuch. Es war sehr effektiv.

Aber das war mir doch zu sehr nach dem Motto »das Ziel heiligt die Mittel«. Dann waren wir in der Zeitschrift »Family Process« mit der Frage konfrontiert, ob Therapie Wissenschaft oder Kunst sei. Wir legten uns in Hamburg auf die Seite der Kunst und durchlebten in unseren Therapien eine ästhetizistische Phase. Wir investierten jeweils einen ganzen Tag in der Woche in unserem Klinikteam für Familientherapie. Wir bereiteten die Sitzung intensiv vor und nach, mit dem Anschauen von Videobändern. Wir führten sehr lange Sitzungen durch.

In dieser Zeit erfuhren wir, dass Alex Mollner, ein Mitarbeiter von Steve de Shazer, in Deutschland war. Wir luden ihn nach Hamburg ein. Wir waren daran gewöhnt, Sitzungen von eineinhalb bis zwei Stunden zu führen. Alex setzte sich dann mit einer Familie in den Raum. Nach 25 Minuten machte er bereits die Schlussberatung. Nach weiteren 5 Minuten war die Sitzung vorbei. Wir bekamen den Mund nicht mehr zu und wurden panisch, weil wir am Nachmittag unsere Sitzung zeigen wollten. Das haben wir dann auch gemacht, es war sehr peinlich, aber immerhin drückten wir uns nicht. Dabei fiel uns auf, dass wir etwas Wichtiges übersehen hatten. Wir hatten vergessen, dass Therapie nicht nur eine schöne Geschichte sein soll, sondern dass sie auch nützlich sein soll. Nicht Ästhetik oder Pragmatik, sondern beides. Therapie hat nützlich zu sein, aber sie hat nach Möglichkeit auch schön und vor allem respektvoll zu sein. Diese drei Kriterien sollten erfüllt sein.

Nach einem Besuch bei Karl Tomm bin ich dann auf dem Rückweg in Milwaukee bei Steve de Shazer gewesen und habe mir die Arbeit angesehen. Ich war von den Socken, mit welcher Schnelligkeit und Präzision sie damals gearbeitet haben. In Hamburg habe ich dann meine Kollegen infiziert mit dieser neuen Geschichte, und wir haben ganz schnell angefangen, alles kurzzeitig und lösungsorientiert zu machen mit Standardfragen und Standardinterventionen. Dieses Spiel haben wir ungefähr ein Jahr lang gespielt, bis es sich dann irgendwann verbraucht hatte. Ein Jahr später besuchte ich Harry Goolishian, den ich in Calgary kennen gelernt hatte. In seinem Haus in Galveston habe ich auch Tom Anderson kennen gelernt, der ebenfalls zu Besuch war. Wir haben eine Reihe von Therapien gemeinsam gemacht. Ich hatte das Glück, beim ersten Reflecting Team außerhalb von Norwegen dabei zu sein. Das Reflecting Team brachte ich dann nachher nach Deutschland.

Insofern waren die 1980er Jahre für mich die goldenen Jahre. Ich habe das Gefühl gehabt, alle halbe Jahre etwas Neues gelernt zu haben. Es hat mich immer weitergebracht und vervollständigt. Kurz darauf kam dann Michael White mit seinen Vorstellungen von Externalisierung und Neubeschreibung der eigenen Biografie. Es gab viele hochinteressante Ansätze in der Zeit. Luhmann kam. Was Maturana in Hinblick auf Kognitionstheorie und Erkenntnistheorie angesprochen hatte, war jetzt sozialtheoretisch untermauert. Das war für mich ein enormer Fundus.

Du sprachst gerade von ethischen Problemen mit dem ersten Selvini-Ansatz, also den paradoxen Interventionen?

Dazu kann ich ein Beispiel geben. Wir hatten damals das Buch »Paradoxon und Gegenparadoxon« wie eine Fibel betrachtet, Kapitel für Kapitel mehr oder weniger alles ausprobiert. Eine dieser Interventionen war so, dass man in die Familie zurückgeben sollte, dass das Kind, das angeblich krank ist, eigentlich das gesunde Kind sei, das sich nur krank zeige, um zu vermeiden, dass das andere Kind, das sich gesund zeige, als das eigentlich kranke Kind erkannt würde. Wir haben diese Intervention tatsächlich ausprobiert. Das war bei einer Familie mit einem 16-jährigen Jugendlichen, der wegen psychomotorischer Anfälle aus der Neurologie zu uns kam. Der hatte bis zu 200 Anfälle pro Tag. Die Neurologen wussten nichts mit ihm anzufangen. Wir machten dann konsiliarisch eine Therapiesitzung mit diesem Jungen, dem Vater, der Mutter und dem 13-jährigen Bruder. Wir verwendeten die Intervention. Wir fügten dazu, dass der Kranke das alles tue, um zu vermeiden, dass die Familie Probleme bekomme oder sich trennt. Damals machte man das eben so.

Das Ergebnis war brutal. Der junge Patient hörte sofort auf, Anfälle zu zeigen. Der Jüngere aber verschwand für 14 Tage. Man fand ihn dann in einer Bauernkate in Schleswig-Holstein. Er wollte sich nicht mehr zeigen, sondern eigentlich sterben. Noch am Abend nach dem Gespräch verließ der Vater die Familie und

wohnte nur noch im Büro. Ich denke, es passierte eine Menge. Aber der Preis war zu hoch. Vom Nutzen in Bezug auf das Symptom betrachtet, war die Intervention erfolgreich. Da begannen wir zu denken, dass wir das so nicht wollen. Es musste eine Möglichkeit geben, erfolgreich zu sein, ohne diesen Preis. Es musste eine sanftere oder humanere Weise geben. Wir suchten nach anderen Möglichkeiten.

Dann habt ihr ja eine andere Wendung genommen als die Heidelberger Gruppe.

Ja, wir hatten keine so enge Verbindung zur Mailänder Gruppe und mussten diesem Weg dann auch nicht treu bleiben. Von daher konnten wir uns freier entwickeln.

Was ist denn das Wichtigste für dich an der systemischen Therapie, das Zentrale, was du in Weiterbildungen gern vermitteln möchtest, was soll da rüberkommen? Was ist die Message, wie man auf neudeutsch sagt?

Es ist schwierig, das auf einen Nenner zu bringen. Ich habe ja über die Jahre eine klinische Theorie entwickelt, ein in sich geschlossenes Programm, in dem die einzelnen Bestandteile ihren Platz finden. Ich glaube, es sind drei Dinge, die für mich wesentlich sind. Einmal die Vorstellung von der Autonomie des Menschen. Menschen organisieren sich autonom. Man kann sie nicht heteronom und kausal bedingen. Therapie muss sich am Klienten orientieren. Ihm helfen, sich selbst zu verändern. Wesentlich ist zudem Kommunikation. Da kommt Luhmann wieder ins Gespräch. Kommunikation ist ein geschlossener Bereich, der nur Bezug auf sich selbst nimmt. Kommunikation kann nicht kausal funktionieren. Insofern gelten die Gesetze der Kausalität, die für die dingliche Welt gedacht sind, nicht. Probleme können nur stattfinden, wenn sie in ein System von Wiederholungen geraten, wo sie immer wieder neu erzeugt werden. Therapie sollte so gedacht sein, dass sie es dem Menschen ermöglichen, das, was sie als Problem erzeugen, sein zu lassen und Alternativen zu verwenden. Alternativen, die sie wahrscheinlich schon von vornherein haben, aber weniger beachten.

Insofern verstehe ich systemische Psychotherapie als eine *Anregung zum Wechsel der Präferenzen* – so nenne ich das. Probleme werden durch Vermeidung stabilisiert; Alternativen werden vermieden, denn man kann nie gewiss sein, ob sie besser sind und ob man dabei vielleicht wesentliche existentielle Beziehungen aufs Spiel setzt. Therapie sollte Bedingungen schaffen, damit Menschen eine Veränderung wagen können. Hier ist Würdigung wichtig. Mir geht es darum, den Menschen zurückzugeben oder zu erkennen zu geben, dass ihre Art zu leben und zu reagieren, das, was sie erzeugt oder zustande gebracht haben, berechtigt ist. Und dass es da noch Alternativen gibt. Bevor es um Alternativen geht, muss man ihnen das Gefühl geben, so wie du bist, bist du richtig. Wenn das gelingt, ist die Wahrscheinlichkeit viel größer, dass Veränderung gewagt wird. Für mich heißt Psychotherapie also die Ultrastabilisierung eines Veränderungsprozesses.

Das ist interessant. Der Begriff Würdigung ist nicht so weit weg von dem, was Boszormenyi-Nagy Anerkennung nennt. Man kann es ja auch von der Bindungstheorie her sehen. Explorieren kann man leichter, wenn man sicher gebunden ist.

Ich glaube, das ist das, was Psychotherapie leistet. Das geschieht über die therapeutische Beziehung. Mittlerweile weiß man, wie ungeheuer wichtig sie für das Ergebnis ist. Sie erzeugt einen Kontext, in dem die Leute es wagen können, Dinge zu sagen, zu empfinden, zu explorieren, die sie sonst unter normalen Bedingungen nicht können, weil sie nicht wissen, was dann passiert ...

Gibt es noch etwas, was du zu dem bisher Gefragten oder Gesagten gern ergänzen würdest?

Ich dachte, dass du mich auch fragen würdest, was Tom Levold Wilhelm Rotthaus gefragt hat, nämlich was das Wichtigste in seiner Kindheit gewesen sei ... Beim Nachdenken darüber erinnerte ich mich an meinen acht Jahre älteren Bruder. Er war fantasie reich, konnte total gut zeichnen und malen, war einer von diesen großen Jungs, die sich manchmal mit den kleinen Brüdern beschäftigen. Als ich fünf oder sechs Jahre alt war, genügend alt, um kritisch zu sein und zu denken, hat er behauptet, dass es Bäume gebe, an denen Münzen wachsen. Und er hat es mir bewiesen. Gemeinsam haben wir eine Kupfermünze an einer bestimmten Stelle im Garten gepflanzt. Als ich am nächsten Tag hinsah, war da schon etwas herausgekommen, etwas Grünes. Am folgenden Tag war es größer und nach einer Woche war es schon ein kleines Büschlein. Und irgendwann war da eine erste Münze dran. Am folgenden Tag waren es dann mehr Münzen und ich war total überzeugt, dass es Bäume gibt, an denen Münzen wachsen. Mein Bruder hat mir viele solcher Geschichten erzählt.

Auch die Literatur in Lateinamerika ist so. Es gibt hier einen sehr losen Umgang mit der Wirklichkeit. Das ist sehr konstruktivistisch, sehr kreativ, zum Beispiel Isabel Allende oder García Márquez. Ich glaube, das ist eine dieser Eigenschaften, die mir auch hier sehr genutzt haben. Die Freiheit, Dinge nicht so zu sehen, wie sie angeblich sind oder wie sie von anderen dargestellt werden. Hier auf hat mein Bruder einen Einfluss gehabt. Auch mein Verständnis von Therapie wandelt sich. Zum Beispiel zeigte ich in einem Workshop ein Band, in dem ich die Magersucht eines Mädchens so interpretierte, dass sie sich nicht sicher sei, ob die Mutter ohne sie leben könne. Ohne diese Sicherheit könne sie nicht erwachsen werden. Ich wurde dann gefragt, ob ich das wirklich glaube. Und ich erinnerte mich an den Baum von meinem Bruder. Ich würde sagen, ja und nein. Ich würde sagen, da ist was dran, aber ich bin nicht sicher. *Es kann auch anders sein.* Mir kommt es darauf an, dass es nützt, nützt auf eine schöne Weise. So, wie es mein Bruder mit mir gemacht hat.

Mit der Realität spielen, mit den Möglichkeiten.

Das ist sehr früh in mir gewesen. Ich habe auch sehr früh Gedichte geschrieben. Mit 18 Jahren habe ich ein Gedichtband in Valparaiso publiziert. Da geht es auch um solche Sachen. Was ist wahr, was ist nicht wahr? Insofern war ich – glaube ich – dafür vorgesehen, Konstruktivist zu werden ... Ich mochte die Sprache sehr. Sprache war mir immer wichtig. Damals habe ich geschrieben: »Niemand von den Menschen wollte ich Urteile fällen, auch nicht zu versuchen, sie zu verändern und ihnen zu nahe zu kommen, in gequälten Lagen.« Das war mit 18 Jahren.

Ich finde das sehr interessant, auch im Hinblick auf die systemische Therapie.

Ich glaube nicht, dass man im Leben neue Dinge schafft. Ich glaube, dass man immer wieder anknüpft oder aufbaut auf irgendetwas ... Auch in der Psychotherapie bin ich verschiedenen Richtungen begegnet. Vieles war interessant, aber es passte nicht vollständig zu mir. Das Systemische hat gepasst.